









Peter Riedlinger  
**Hausschlachtung**

## Catum ius accum quo dolupid est arumque

t fuga. Ut volo modis ilitem sentur, quostis nis dolo omni officiam et alibus cum nis et quae ped min renimodi dollit, tempore senihitiis estemporpor sum quae per atiam, volorep erferem quae st, occum quaturem exerspiet re pere sunt vollenditat ariae eos escit, occulpa quis dis adipsunt.

Tem nosto excessim ligendi re, es ernam estiis ut remodi qui officipita ilic tecto officient fugit etur adi ommoditibust apis nusa volum qui ullab ident audit fuga. Ut apis ma adi animagnis mossus et andessus exeratur? Nam verum rerum exces debis qui odi ut vendel explia nonsequae omnimaximus ende quia aruntem faccaborro consere restibearum enimaio reperum et pro teniti reperibus.

Xim illore nimus. Secta doluptio eate verio. Onsed quaectis evelece rrup tatem. Namenem pellibea ilique re volupta tendebistem de exeraest vendi verrovi debita sectibusdae duciet voluptas dolor abor aboreri onsecese minia quae nis alit quo volent et aut quam qui verum nonse voluptatem latat porem exere recea dis ex etum ad qui bearum quibus a piendae sita soluptae sae sam nam harchil eicae volupiduci volupta tiistium cus mo omniam facimust, sequia quid magnime et quo imin nonsectem qui rectate etus am, nobit la quo et, unti ut aute nam id ut fugitatur, auditae roremquid qui occusan dicimus animus simo optas re rem quae nam reptatur rernatum ipiende rrovid unt.

Nat hicipid ut quae. Consequam verum dem faceded istrum experum fugit omniento doluptium quis eiunti nati ad qui sunt, te ne quam andisqu issitatur sedignamenda que pore core ni dolupta con pro que aut atiatiam magni met quo officia exeri te nus, conseceatum cumquiatem. Temquia commos quateca tibeate nonsequunti deligendam si recatio nestibusam faccull autenima si soluptatae venimod quas estio mo quam fugit esedipsum videst ea quuntia nobitata quas et, que rehentia nos milloratium quosanda none volorporro et aut lament quod et expligent et ma nonseque equi solum nullabore nobit untius eumquae rchiliquos eles et autempo rehenis tiandae mosam re prepel essitatur as sequi rerferis posapita volorem adipsaesciae del molorro doluptur? Equis reperna turitib earciis es aut eos santur, que officab ium est audae deri rere assimossit andessequi aceatius, conem ipiciliquati odipisquam aut que erem. Nam harum facessitissi ut endis volores simus.

Emquia denihit que dolorer feratur, sam, es naserun teceptatiam eaquam, sequodipsa comnis nis a con ni dio beariasimus, cum reperfe rrovit, optatum el is ectiis estiisi beaquam arument optatem quo quae pudist rectat ut dolesto ribeate mosam cone vollestiis a cum repremque et voluptatur sint veliatem vollo cus arum dolupti beruptatusam volor reptionserum ratintium volorepudit exero doloritas et faccatur?

Totatem ne receptatur? Quis endita volor sam quas expella veliquo et pos eossit aut eostoribus restisto mi, ium arciendignis cullit aut venis nost, as quis autem quis dolectur? illant pre, omnit, ipis aut harcim dion conet et et laboresti dus dolorpos simi,







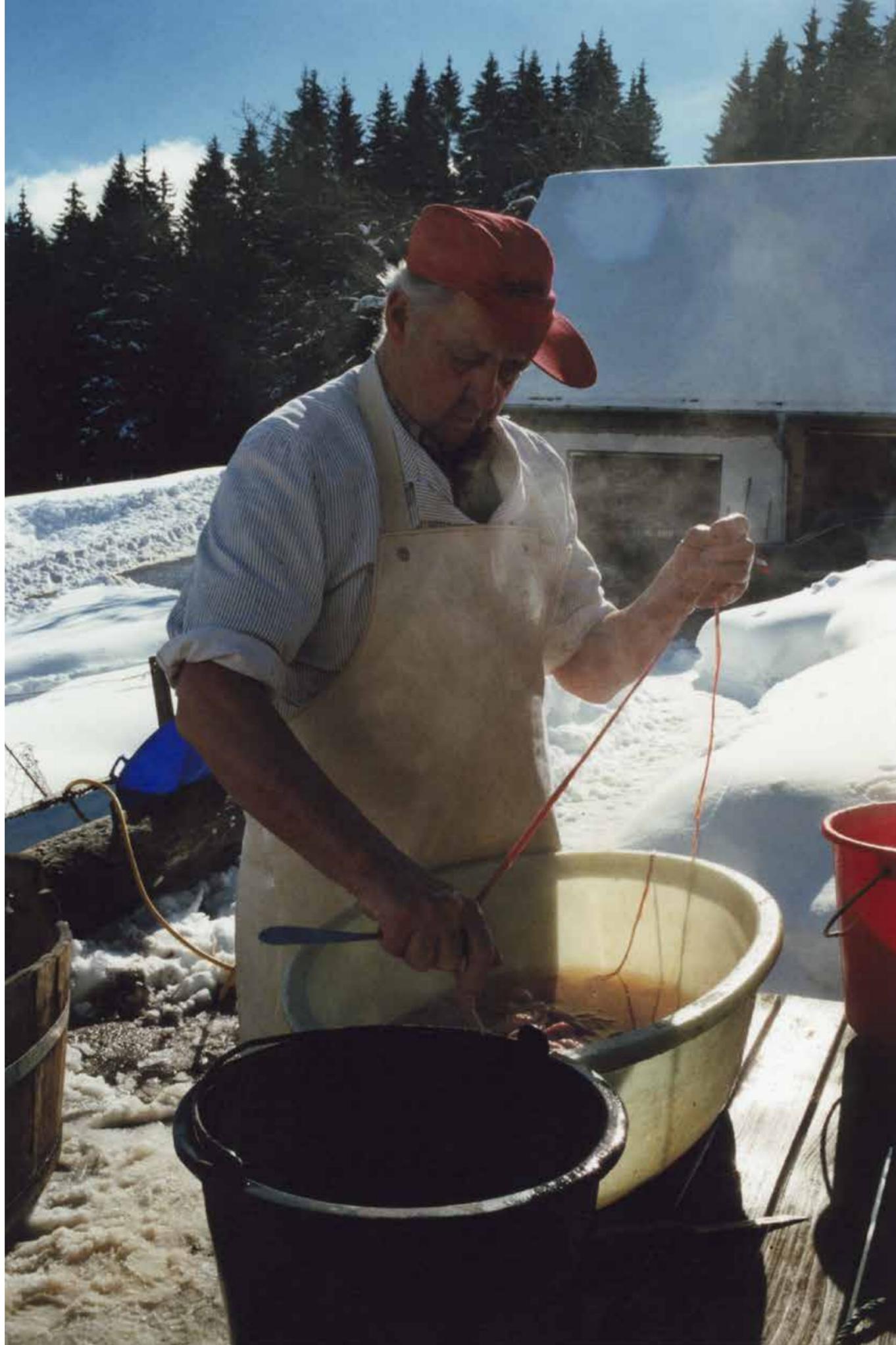
















# Aus dem Schwarzen Walde

## Eine Erzählung

An den Literatur- und Altertumsverein Hochschwarzwald  
Adolf Huntzer Weg 18  
79870 Schopfloch

Liebe Freunde!

Ein Zeitungsmacher beschäftigt sich, hat mir mal ein früherer Chef gesagt, mit der Zeit, indem er sie festhält und für seine Leserinnen und Leser beschreibt. Auch wenn er gerade keine Zeitung macht. Gelingen ihm ein Fund, müsse er handeln. Oder etwa nicht?

Der dicke Sepp Hilpert, der Abend für Abend mindestens zwei, wenn nicht drei oder vier Schweineschnitzel mit Paprika und Pommes schmatzend verschlang und dabei auf so gefährliche Weise schwitzte, dass es einem angst und bange werden konnte, bläute es mir tagtäglich ein: „Der Zeitungsmann, der echte Zeitungsmann, das ist der letzte Alchemist auf der Welt! Merk Dir das, Matti! Schreib' es Dir hinter die Ohren! Er ist der einzige, der Zeit in Papier, in feinsäuberlich bedrucktes Papier verwandelt. Und wenn er richtig gut ist, wenn es ihm gelingt, den Geist, den Geschmack oder von mir aus auch den Ungeist der Zeit zu erfassen, dann erschafft er reines Gold und wird zum rechtmäßigen Erben des Grafen Chojnicki.“ Diesen adligen Promi kannte ich zwar nicht und war auch zu blöd, um bei seiner Majestät Hilpert nachzufragen. Die Klappe wie zugenäht. Aber mein Herr und Meister imponierte mir. Er war ebenso flink im Kopf wie fett am Bauch. Nachgerade ein Textgenie. Richtig heavy. Er, der so gerne und häufig Kirschen zu sich nahm, sah sich selbst allerdings viel nüchterner: „Ein großer Schriftsteller hat in einem seiner Bücher darauf hingewiesen, dass es in unseren Zeiten nur noch geniale Rennpferde und Boxer geben könne.“ Wann immer sich der große Hilpert nach Redaktionsschluss, also ziemlich spät, in den Vorderösterreichischen Hof an der Kaiser Joseph Straße schleppte, und das tat er fast immer, kann ich Euch sagen, und „für zwei Stunden Schnitzel“ bestellte, hatte er eine dicke Schwarte dabei. Wenn er nicht schrieb oder aß, las er. Er fraß nicht nur Tonnen roten Fleisches, sondern auch regalbrettweise Romane in sich hinein. „Klassische Moderne“, sagte er knapp auf meine Frage nach seinem Lesefutter. Und ich war wieder zu doof, um nachzuhaken. Die Klappe wie zugenäht.

Mehrfach kam es vor, dass er mich zu einer seiner fleischlichen Orgien einlud. Er schleppte mich, ohne weiter zu fragen, einfach ab, schob mir an seinem Stammplatz einen Stuhl hin, hob unauffällig zwei Finger, und der Kellner wusste bescheid. Hilpert war alles andere als knauserig, seine Spendierhosen hatten einen weiten Schnitt. Utraweit war der. Gegen Ende des großen Fressens, bevor er, schlingernd wie ein überladenes Schiff in rauher See, mit sichtlicher Mühe den heimatlichen Hafen ansteuerte, orderte er jedes Mal zwei große Kirschen, seinen Standardstoff. Bei ihm zuhause war ich nie, aber in der Redaktion ging das Gerücht, dass er allein in einer mikroskopisch kleinen Einzimmerwohnung kampiere, in der es nichts gebe als ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle und vollgestopfte Bücherregale. Und es rieche penetrant nach einer Mischung aus Stumpfen, Lavendel – und Schweiß. Echt crazy! Sein wirkliches

Wohnzimmer jedoch war der Vorderösterreichische Hof. Aber stopp! Wenn ich nicht tierisch aufpasse verliere ich noch meinen Fund aus den Augen und gerate komplett neben die Spur. Das darf auf keinen Fall passieren!

Heute schreib' ich den längsten Schrieb, den ich je an Euch gerichtet habe. Vielleicht wird sogar eine Shortstory draus. Obwohl ich, wie Ihr wisst, kein literarischer Schreiber bin. Nur ein normaler Zeitungsmann, der leider noch kein Gold unterm Kopfkissen hat.

Zuerst kam es mir so vor, als sei ich durch eine Wand in die Rahmenhandlung einer alten oder äußerst schrägen Erzählung gestolpert. Neunzehntes Jahrhundert, oder so. Eine Begegnung der vierten Dimension gewissermaßen. Aber in der Zwischenzeit habe ich mehrfach die Erfahrung gemacht, nicht zuletzt in meinem Schopflocher Berufsalltag, dass die sogenannte Wirklichkeit in ihrer Fähigkeit zur Produktion märchenhaft anmutender Vorkommnisse die meisten erfundenen Geschichten bei weitem zu übertreffen vermag. So banal es sich anhört: Es gibt nichts, was es nicht gibt. Doch der Reihe nach!

Nach meiner Zeitungsausbildung, die ich, wie Ihr wisst, vor allem in Freiburg hinter mich gebracht habe, weil ich nichts Besseres im Köcher hatte, erhielt ich sensationeller Weise eine Stelle in Schopfloch, dem Zentrum der journalistischen Welt östlich von New York – und das, ohne auch nur einen Tag arbeitslos zu sein. Manhattan am Schopfbach gewissermaßen. Ihr versteht mich bitte nicht falsch! Ich will unser schönes Schopfloch nicht kaputt reden. Aber Freiburg hat mir immer wahnsinnig gut gefallen, Freiburg war super, vor allem im Sommer: das mediterrane Lebensgefühl, das gleißende Licht am Morgen, die Hitze, die Schlagschatten in den engen Gassen, die urigen Kneipen, guter, schwarzer, heißer Espresso an jeder Ecke, die vielen Studis, und ich mittendrin. Man konnte sich treiben lassen, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Keine Frage: Die Stadt war und ist keine Metropole. Eher ein Dorf, das sich als Großstadt aufspielt. Dennoch war und ist Freiburg spitze. Ich fühlte mich am Puls der Zeit. Freiburg ist ein Mekka für giftige Freizeit-Philosophen. Man konnte nächtelang palavern, ohne je beim Wort genommen zu werden. Von salomonischer Gerechtigkeit oder dem Hohen Lied will ich erst gar nicht sprechen. Die rechten Gedanken jedenfalls, die damals durch die Köpfe der Menschen im Land zu wabern begannen, wurden dort früher aufgespießt als anderswo. Vor allem: An den Ufern der Dreisam war das Leben easy. Auf radikale Weise easy und spannend. Einfach spitze! Ich will es einmal so sagen: Meine beruflichen Leistungen waren dementsprechend nicht gerade überwältigend. Präzision, preußische Pünktlichkeit und übertriebene Leistungsbereitschaft gehörten damals nicht unbedingt zu meinen Kerneigenschaften. Aber trotz allem näherte sich irgendwann der vielbeschworene Ernst des Lebens, brauchte man eben einen festen Job. Von wegen „man“! Ich brauchte einen. Dringend sogar. Und zu meiner eigenen Verblüffung konnte ich blutjunges Greenhorn den verantwortungsvollen Posten des Schopflocher Chefredakteurs tatsächlich ergattern. Die Größe der Redaktion kennt Ihr ja.

Ich verfüge glücklicherweise über eine gute Nase für spannende Geschichten, ich kann mit Menschen umgehen, und heutzutage sind sowieso nicht mehr viele Leute dazu bereit, eine Stadt wie Freiburg zu verlassen, um Zeitung auf dem Land zu machen, wo nichts passiert außer dem immergleichen Wechsel des Wetters. Wenn man einmal vom Fest des Turnvereins Blau-Weiß mit Tortenprämierung und Fotowettbewerb, ganzjährigem Narrentreiben oder von einem Chefbeamten im Rathaus absieht, der seinen Job lediglich einer Vitamin B-Spritze zu verdanken hat. Wer will schon leben, wo gewissermaßen der sprichwörtliche Hund begraben ist? Und wo man kaum Karriereaussichten hat? Es sei denn, man zeigt sich präzise, pünktlich und überdurchschnittlich leistungsbereit, etwa im Hinblick auf die beliebten

Wochenenddienste, was dann vielleicht sogar die Chefs in der Zentralredaktion irgendwann einmal mitbekommen. Wahrscheinlich, nein ganz sicher hatte Sepp Hilpert seine beständig nach Lavendel duftenden Flossen bei der Stellenbesetzung im Spiel. Aus irgendeinem Grund, den ich nicht kenne, hatte er einen Narren an mir gefressen. So kam ich in Schopfloch tatsächlich zum Zug, einem Städtchen, das, anders als die meisten anderen Hochschwarzwald-Gemeinden, immerhin über eine Bahnstation verfügt. Aber das wisst Ihr ja selbst am besten.

Zum Abschied schenkte mir Hilpert einen Packen Taschenbücher. Romane, Erzählungen und Kurzprosa von Schnitzler, Stefan Zweig, Josef Roth, Artmann und solches Zeug. Echt großzügig, fand ich. Leider bin ich noch nicht dazugekommen, mir auch nur einen Band reinzuziehen.

Hilpert hat übrigens schon bald nach meinem Abgang aus Freiburg sein finales Bye-Bye gegeben. Eines späten Abends traf der Kellner des Vorderösterreichischen Hofes seinen Kopf samt Haarteil zwischen Schnitzel, Paprika und Pommes an. Aus, Exitus. Für Sepp Hilpert der passende Ausgang. Vermutlich fand er's okay auf diese Art, sofern er's noch gecheckt hat. Aber vielleicht ging ja alles so schnell, dass er's gar nicht mehr checken konnte. Ich fuhr jedenfalls zu seiner Beerdigung, an der nicht nur die vollzählige Redaktion, sondern auch eine stattliche Abordnung von Schnitzelesern aus seinem Stammlokal teilnahm. Vom Rathaus kam kein einziger. Klein schlechtes [Textlücke!]. Zu Beginn der Abdankungsfeier spielte eine angeblich bekannte Gruppe, oder ein Ensemble, ich weiß nicht, wie sie sich nennen, das sogenannte Klavierquartett von Mahler. Und am Schluss strömte der Radetzky-Marsch aus den Lautsprechern. Vermutlich hatte Hilpert das alles vor langer Zeit selbst so festgelegt. Ich musste an seine unzähligen Schnitzel denken. Kein Wunder, dass meine Augen kurzzeitig geflutet wurden. Und rund um sein Grab duftete es nach Lavendel. Jedenfalls bildete ich mir das ein. Sepp hatte Stil, finde ich. Echt crazy!

In Schopfloch habe ich mich für meine Verhältnisse rasch eingelebt. Der Schwarzwald gefällt mir inzwischen richtig gut, selbst die langen Winter genieße ich. Sind irgendwie doch spitze. Auch ohne Schnee. Aber wenn Petrus zuschlägt und wenn er es ausnahmsweise einmal volle Kanne schneien lässt, wenn alles, Kleinstadt, Dörfer und die ganze Landschaft, Berge und Täler, Felder und Wälder in weichen, weißen Polstern versinken, finde ich das echt stark. Nicht zuletzt der potthässliche sogenannte Städtebau der letzten Jahrzehnte wird dann gnädig verhüllt. Und das Leben erscheint einerseits zwar komplizierter, denn man muss schippen, streuen, kann sich trotzdem sämtliche Glieder brechen etcetera, aber das Gefühl ist trotzdem easy. Andererseits wird manches einfacher. Das Auto beispielsweise lass' ich einfach stehen. Das nimmt Tempo raus. Der Puls geht sowieso recht slow hier, ruhig und gleichmäßig. Urbane Hektik sucht man meist vergeblich auf eintausend Metern und mehr über dem Meer (Dass Schopfloch, auf Betreiben des damaligen Bürgermeisters, irgendwann in den achtziger Jahren eine Ampel bekommen hat, ist der beste Beweis dafür, da sie, wie Ihr wisst, fast nie in Betrieb ist). Und ich finde: Urige Kneipen mit gutem Espresso gibt es auch auf dem Wald, nicht nur in der Breisgauemetropole, richtig gute Kneipen.

Die erste Zeit jedoch war hart für mich. Hart und eben doch hektisch. Anders kann ich es nicht sagen. Vor allem das Wetter war nicht gerade super: kalt, windig, rau. Das war nicht mein Ding. Ständig befand ich mich am Rand einer Grippe. Und ich brauchte rasch eine Wohnung, denn meine Stelle war schon längere Zeit nicht besetzt gewesen. Ich musste sofort an den Start, musste gewissermaßen Gas geben und Leistung zeigen. Ihr erinnert Euch vielleicht noch daran, wie ich losgelegt habe. Die heruntergekommene Pension, die Ihr kennt und deren Namen ich daher nicht zu nennen brauche, in der die

Freiburger mich vorläufig zu einem Sonderpreis (Wanzen inklusive) geparkt hatten, ekelte mich an. Der Teppichboden dort war so versifft wie der Frühstückskaffee lau. Ein widerwärtiges Gemisch! Doch selbst im Hochschwarzwald war der Immobilienmarkt schon damals wie leergefegt. Vielleicht könnt Ihr Euch erinnern. Die Anzeigen-Seite meiner eigenen Zeitung vermeldete Samstag für Samstag jedenfalls Fehlanzeige, die Makler hatten, außer ein oder zwei „exklusiven Lofts mit Innenpool und Sauna“ allenfalls einige lausige Wohnklos im Angebot.

Eines späten Sonntagabends hing ich wieder einmal am Tresen der Bergsonne in Obernü herum und spülte meinen Frust hinunter. Jeder sein eigener Abtritt, sage ich immer. Die anderen Gäste hatten aus panischer Angst vor dem Montag längst das Weite gesucht, und Goar, der verpeilte Wirt, kam irgendwann, als ich eine weitere Kirsche orderte, auf ein paar halbverschollene Immobilien zu sprechen, unter anderem auf ein älteres Holzhaus oberhalb

von Schopfloch, dessen Besitzer nach Sachsen rüber gemacht hätten, wo sie ursprünglich hergekommen seien. Der einzige Sohn hauste jetzt angeblich in einer Art Landwirtschafts-WG oder in einer Landkommune. So genau wusste er das auch nicht. Die Hütte würde jedenfalls vermietet, sagte er, nicht verkauft, weil sich die Osis die Rückkehr in den Schwarzwald offenhalten wollten. Offenbar trauten sie den blühenden Landschaften nicht so recht. Oder sie hatten Angst vor den Nazis. Das sei schwer zu beurteilen. Er, Goar, firmiere als der Lord-Schlüsselbewahrer und außerordentliche Schutzheilige des Palasts (wörtlich!). Ein Makler sei nicht im Spiel. Die Vermittlungsgebühr gehe infolgedessen an den Schutzheiligen. Der müsse schließlich auch leben. Umsonst sei der Tod. Blabla. Goar war echt in Form. Hoher Pegel.

Anderntags präsentierte er mir das putzige Holzhaus, das wirklich ganz okay ist. Vor allem die Schlafkoje unterm Dach fand ich super, denn sie war zu hundert Prozent holzverschalt. Und von dort hatte man einen tollen Blick über die City von Schopfloch hinweg bis zum Eiger, zum Mönch und zur Jungfrau, der einen antörnen konnte. Echt spitze! Miete und Kautions waren akzeptabel, die Gebühr für den süffelnden Heiligen dito, ich verdiente dafür, dass es in Schopfloch und Umgebung eigentlich nichts zu berichten gab, wie ich damals noch glaubte, richtig gut und sagte ja. Schon drei Tage später zog ich mit meinem Rucksack ein.

Wenn man erst einmal genauer hinschaut, merkt man schnell, dass die Geschichten auf der Straße liegen. Oder zumindest neben dem Pflaster, im Graben. Selbst in Schopfloch, Neumatt, Obernü und den anderen Großstädten meines Beritts (Ihr bekommt das bitte nicht in den falschen Hals!). Mit anderen Worten: Bald schon hatte ich ziemlich viel um meine großen Ohren. Außerdem lernte ich Mary kennen, eine schöne Studentin aus Freiburg, die mir in der Stadt nie über den Weg gelaufen war. Irgendein Rechtsanwältstochterchen aus Norddeutschland. Aber einsame Spitze! Auch superintelligent. Mary sah besser aus als Claudia Schiffer in ihren besten Zeiten. Wenn die Sommersonne ihre Haare und ihre samtige, sommersprossige Haut in Szene setzte, war das ein Hingucker sondergleichen. Leider verlor ich Idiot Mary nach kurzer Zeit wieder aus den Augen, weil ich zu viel und, wie Sepp Hilpert, vor allem abends viel zu lang rackerte. Der Redakteur hat's immer schwör. Haha!

Zum Herrichten meiner Bude hatte ich überhaupt keine Zeit. Ich war ständig unterwegs: Breitbandverkabelung, Straßenschäden, Winterdienst, Arzteversorgung, Krankenhauskrise, Tourismuszahlen, Flüchtlingsunterbringung, Landflucht, PCB im Badensee. Ihr kennt die Themen ja alle zur Genüge. Das gesamte kommunalpolitische Gedöns gewissermaßen. So kam es, dass ich die

von einem Kunststoff-Tischtuch verdeckte Schublade meines Küchentischs erst nach Monaten per Zufall entdeckte, als ich einmal einen späten Absacker schluckte. Darin fand ich, neben ein paar Flaschenöffnern und Korkenziehern, ein nicht durchgängig zusammenhängendes und nicht durchnummeriertes, teilweise nur schwer lesbares Manuskript mit dem Titel Aus dem Schwarzen Walde. Es trägt die seltsame Widmung „Für Carl Meyers, den unbekanntem Freund“. Ob es sich um einen biografischen Bericht oder um eine erfundene Geschichte handelt, kann ich noch immer nicht beurteilen. Wer der Autor oder die Autorin sein könnte, ist ebenfalls nicht ersichtlich. Dass es sich um den Sohn des Besitzerehepaars handelt, erscheint eher unwahrscheinlich, denn der heißt, wie ich vom Bergsonnenwirt weiß, nicht Schorsch, sondern Benjamin. Ich habe auch nicht den Dunst einer Ahnung, wer der genannte Carl Meyers sein soll. Der ungefähre Zeitraum der Niederschrift ist demgegenüber eher nachvollziehbar: Die Geschichte handelt ja nicht zuletzt von dem schweren Schneesturm, der die Gegend um den Feldberg im vorvorletzten Winter tatsächlich heimgesucht hat. Wenn auch auf eine mehr als schräge Weise.

Ich bin ein Zeitungsmacher, von literarischen und biografischen Texten versteh' ich so viel wie eine Schwarzwaldkuh von Martin Heidegger oder Martin Walser. Dennoch wage ich zu behaupten, dass die kurze Geschichte, die stellenweise auf seltsame Weise gravitatisch, ja geradezu altväterisch daherkommt, es wert ist, vom Literatur- und Altertumsverein

Hochschwarzwald in seiner Zeitschrift gedruckt zu werden. Mich freut's, wenn Ihr das genauso seht. Ich jedenfalls finde sie super.

Wie gesagt: Ahnung von literarischen Texten hab' ich nicht. Trotzdem beschleicht mich das dumpfe Gefühl, dass der Autor ein vergifteter Literatur-Junkie ist. Aber Euer rasender Lokalreporter kann sich selbstverständlich auch täuschen. Das gilt ebenso für meinen Verdacht, dass er (oder sie) Leute kennt, die ich selbst kenne. Mehr will ich dazu nicht sagen.

Kleinere Passagen der mit Tinte in einer ziemlich schönen, regelmäßigen Schrift (eher männlich als weiblich) geschriebenen Erzählung waren verwischt, geschwärzt, von Rotwein gewissermaßen weggespült oder gar herausgerissen; ich habe solche Lücken in der Regel nach bestem Wissen und Gewissen ergänzt – soweit ich dazu in der Lage war. Es scheinen aber auch ganze Seiten zu fehlen, und auch die Reihenfolge der wenigen Blätter ist nicht immer klar. Auffallend ist auch das merkwürdige Schwanken zwischen „er“ und „ich“ an ein paar Stellen. Diese seltsame Mixtur habe ich gelassen, wie sie war. Jedenfalls habe ich mich mit meinen bescheidenen Kräften darum bemüht, Euch einen lesbaren Text zu liefern, trotz aller Unklarheiten. Korrekturen habe ich auf Euren Wunsch hin nicht vermerkt; der Text wurde dadurch übersichtlicher. Ich sage noch einmal: Von Literatur verstehe ich nichts, schon gar nichts vom Herausgeben fremder Geschichten, denn ich bin in gewisser Weise ausschließlich ein Zeitungsmann.

Trotzdem habe ich bewusst darauf verzichtet, einen Unimenschen um Rat zu fragen. Ich wollte das Heft nicht aus der Hand geben und vertrete die Auffassung, dass es gerade heute, in Zeiten einer mehr oder weniger radikalen Arbeitsteilung, darauf ankommt, etwas gewissermaßen vom Anfang bis zum Schluss selbst zu machen – ohne die Hilfe irgendwelcher Experten, von denen man sich nicht alles vorschreiben lassen darf. Das ist jedenfalls meine Meinung. Es freut mich, dass Ihr sie teilt. Zugleich hatte und habe ich den Wunsch, vor allem auch als Chef der Schopflocher Redaktion, dass möglichst viele Hochschwarzwälderinnen und Hochschwarzwälder die Erzählung, oder was immer sie sein soll, lesen können. Handelt sie doch von einem wichtigen Ereignis in unserer Heimat, an das sich die Menschen noch lange mit Schrecken erinnern werden.

\*

Der Schorsch fragt sich, ob er dort angekommen ist, wo er hinwollte. Will ich hier auf Dauer leben? Mit den Leuten, die mich jetzt umgeben, und die ich, trotz allem, noch gar nicht kenne? Die ich nach so kurzer Zeit noch gar nicht richtig einschätzen kann? Der Schorsch ist, bei Tageslicht betrachtet, in hohem Maße verunsichert. Das liegt sicher auch am Schnee. Er zaudert und [Hier bricht der Text auf diesem Blatt ab, das obenauf lag.]

Wie ordnet man ein Leben? Wie ordnet man ein Leben an? Wie ordnet man die Sätze an, die ein Leben beschreiben und anordnen sollen? Es möge mir erlaubt sein, zumindest eine Episode, ein Ereignis aus dem Leben des Schorsch zu erzählen. In jenen Tagen, sie liegen noch gar nicht lange zurück, muss ein böser Zauber über den eisigen Wintertagen gelegen haben. Die Luft war muffig und schlecht, sehr schlecht sogar, denn die Wolkendecke und der Nebel ließen den Heizungsqualm und die anderen Abgase im Tal wochenlang nicht abziehen. Die Atemluft war mies und die Sicht war mies. Und die Kälte war beträchtlich. Mit einem Wort, das die tatsächlichen Umstände recht gut zusammenfasst: Es herrschte die ungute Atmosphäre eines klassischen Hochschwarzwälder Novembertags. Und er fühlte sich noch immer wie der Schorsch seiner Jugend, obwohl er glaubte, ein Stückweit aus seiner ländlichen Umgebung herausgewachsen zu sein, seitdem er den größten Teil des Jahres in der nicht allzu fernen Stadt verbrachte. Wie ein kaputter Zehennagel allmählich herauswächst aus dem entzündeten Fleisch: So fühlte er sich, wenn er sich in der Stadt aufhielt. Er hatte manchmal das Gefühl, er könnte, wenn er nur wollte, einen großen Drachen töten. Dennoch würde er

wohl immer der Schorsch bleiben, davon war er überzeugt, zumindest in Schopfloch, und wenn er über sich selbst nachgrübelte, auch in der Stadt. So dachte er lange Zeit. Wenn er überhaupt dachte, denn zum Meisterdenker taugte er nicht. Die Tage gingen mehr oder minder ereignislos dahin. Einer folgte auf den anderen im täglichen Trott. Auch aus der Sache mit Maria war bisher nichts geworden, wahrscheinlich wegen eines professoralen Konkurrenten, von dem sie ihm ein paar Mal vorgeschwärmt hatte. Und wenn der Schorsch ehrlich war zu sich selbst, wunderte ihn das nicht. Dennoch sah er sich wie Hartmanns [?] Erec [?], der sich um seiner Enite [?] willen verlag [Vermutlich Fehler im Text; der gesamte Zusammenhang erscheint megaunklar und unverständlich]. Lange Zeit ging er früh schlafen und tat nichts. Aber dann kam einer jener Momente der Langeweile, der Ermüdung und des Verdresses, in denen junge Menschen nicht selten eine Unbedachtsamkeit begehen: beispielsweise zu heiraten oder jemanden zu ermorden und ihm anschließend, in einem Zustand vollkommener Selbstvergessenheit, mit Hilfe eines Messers irgendein Körperteil zu entnehmen. Ganz so schlimm war es in seinem Fall nicht gewesen. Der Schorsch hatte niemanden geheiratet. Aber auch er hatte eine Grenze überschritten, denn er hatte kurzerhand das Studium in der Stadt und, wie selbstverständlich, gleich auch seine Stelle als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft hingeschmissen. Einen neuen Plan, wie er weiterleben sollte und was er machen wollte, hatte er nicht in der Tasche. Es gab ihn nicht. Der Schorsch war aufgewacht, um Mitternacht, aber er wusste nicht warum, und hatte Mühe, sich zurechtzufinden im Zimmer, im Haus, in seiner alten Landschaft oben am Hang über den Häusern der kleinen Stadt, deren brave Bürger sicher alle ruhig in ihren Betten lagen und schliefen. Schnell knipste er das matte Deckenlicht an, das vom alten Holztäfer beinahe aufgesaugt wurde. Eigentlich fühlte er sich nicht unwohl in diesem hölzernen Gehäus, hoch oben in seinem kleinen Wohnturm. Schon am Abend hatte er sich trotzdem eingeredet, es werde etwas passieren, es könne ihm etwas widerfahren, weil er ja allein sei im Haus. Schorsch war

immer noch ein ängstliches Menschlein, auch wenn er manchmal mächtig auftragen und aus sich herausgehen konnte, als wäre er nicht eingeschweiß in seine Haut. Er war nass von Schweiß, begann zu husten, zu keuchen, und nun wurde ihm klar, dass er von seinem eigenen Bronchitisgebell, der saisonalen Steigerung seines Raucherhustens, geweckt worden war. Er rauchte wie ein Feuer schluckender Fakir, und zwar seit Menschengedenken, wie sich der Schorsch nach dem fünften, sechsten Bier am Wirtshaustisch gern ausdrückte, wenn er endlich ein wenig aus seiner bereits angesprochenen Haut herausfahren konnte und zu einem klitzekleinen Angeber wurde, er rauchte, seit er unten im Rheintal zum ersten Mal als Ferienarbeiter bei der Tabakernte geholfen hatte und dazugehören wollte. Er zog seinen Bademantel an und steuerte barfuss, immer noch hustend und keuchend, hinunter über die Stiege und den schmalen Gang, die Küche und den Kühlschrank an. Der Schorsch nahm einen großen Schluck Kirsch, öffnete eine Flasche Bier und dann noch eine und noch eine und trank und trank, bis der erste Husten- und Nachtschweißdurst gelöscht schien. Er war jetzt froh, dass die Eltern verweist waren, obwohl er immer noch Angst hatte. Der Appetit meldete sich regelmäßig in solchen Nächten, der Schorsch bekam Hunger, einen Drachentöterhunger, wie er zu sagen pflegte, wenn er im Gasthaus in Feierlaune war, und schnitt mehrere eingeschweißte Wurstportionen auf. Ja, der Schorsch konnte in der Tat auch den Aufschneider geben. Er aß und aß und trank immer weiter. Der Schorsch bekam bald überhaupt nicht mehr mit, dass er trank und aß. Und allmählich wurde er wieder müde. Weil es kalt war in der Küche, nahm er noch einen Kirsch. „Jetzt! Jetzt! Jetzt!“ schrie er. Dann glaubte er, nacheinander mehrere verdächtige Geräusche zu hören, eine oder zwei Autotüren, die zugeschlagen wurden, Schritte, Menschen, die möglicherweise das Haus umkreisten, Stimmen, unterdrückte Schreie und, kurz darauf, ein seltsames Flüstern. Es fiel ihm schwer, aber der Schorsch schaffte es, aufzustehen und das Licht in der Küche zu löschen. Er schlich, so leise er konnte, in gebückter Haltung hinaus in den Flur. Wenn er dabei sein Gesicht hätte sehen können, wäre er angesichts der kläglichen, kleinen Miene selbst erschrocken. Oder er wäre in ein kollerndes Lachen ausgebrochen. So aber lauschte der Schorsch angespannt, obwohl er nach mehreren Flaschen Bieres und mindestens drei doppelten Schnäpsen nicht mehr bei Sinnen war. Plötzlich hörte er, wie die Haustür aufsprang, begleitet von einem Knall, und nahm drei Gestalten mit kahl geschorenen Schädeln wahr, die mit Geschrei auf ihn zustürzten, eine Frau und zwei Männer in pechschwarzen Overalls, die, dem Augenschein nach jung an Jahren, ohne weitere Umstände und wortlos ihre Fäuste auf ihn niederprasseln ließen. Wie ein professioneller Haudrauf, voller Verve, so wollte es dem Schorsch vorkommen, tänzelte er um seine Gegner herum. In seinem viel zu kurzen Bademantel und seinem Nachthemd, denn der Schorsch trug niemals Schlafanzüge, muss er den Eindringlingen ein grandioses Bild abgeben haben. Er fing Hieb um Hieb ab, duckte sich weg, schnellte erneut empor und schlug zurück, landete Haken und Schwinger. Doch trotz all seiner Gegenwehr ging er am Ende in die Knie. Er war sich sicher: Er kannte die Angreifer. Sie gehörten zu einer ehemaligen Jugendbande und wollten ihn offenbar, obwohl er doch eigentlich längst den Wald verlassen hatte, zur Strecke bringen, wie man in Schopfloch sagte. Der Schorsch hörte, wie etwas Hölzernes, etwas Gläsernes zerbrach, vermutlich zertrümmerten sie gerade den kleinen Wandschrank im Flur und den Spiegel. Dann drang der Schmerz zu ihm durch, und sie traten mit ihren Stiefeln solange auf ihn ein, bis er vollends zusammenbrach und die Besinnung verlor. Am Morgen wachte er früh auf in seinem Bett. Er hatte starke Kopfschmerzen. Sein Husten bellte unverändert, und er spürte, wie seit Tagen schon, einen starken Druck auf der Lunge. Der

Schorsch erhob sich mit einiger Mühe, machte Kaffee, trank ihn viel zu schnell und verbrannte sich Mund und Rachen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als mit Kirsch nachzuspülen. Er räumte die leeren Bierflaschen weg, warf die Wurstverpackungen in den Müll, die ihm jetzt vorkamen wie Mullverbände, zog den warmen Mantel und Handschuhe an, nahm seine Wollmütze aus dem Wandschrank und musterte sein griesgrämiges Gesicht im Spiegel. Als er das Haus verließ, hinkte ein struppiger Hund [?, unleserlich] um die Ecke. Die Luft [Der Rest des Satzes fehlt. Keine Reparatur möglich.] Der Schorsch setzte die Brille auf, die er beim Autofahren tragen musste, und fuhr in seinem klapprigen Siesta davon. Er hatte seiner Großmutter väterlicherseits, die droben in Brendenberg wohnte, versprochen, sie noch vor dem ersten Schnee zu besuchen. Der Morgen war wiederum kalt, der Himmel hellgrau bedeckt, aber die Wolken zogen so schnell dahin, als hätten sie Panik. Ein solcher Anblick konnte den Schorsch nervös machen. In einer solchen Lage war es für ihn meist am besten, die Bilder wieder still zu stellen. Da es noch früh am Tag war, fuhr er deshalb zuerst nach Titisee, zu einer Galerie. Eigentlich war der Hannes gar kein Galerist, sondern pensionierter Direktor der größten Bank von Schopfloch. Er hatte, wie er oft ungefragt erläuterte, sich und seiner zwanzig Jahre jüngeren Frau Manu mit der Kunsthandlung einen lange gehegten Wunsch erfüllt. Schon immer habe er sich für die Kunst engagieren wollen, posaunte er jedes Mal in die Welt, wenn er eine neue Ausstellung aus der Taufe hob. Im Grunde habe er sich stets als Kunstschafter gefühlt, denn das Geld der Kunden zu vermehren, sei ja schließlich auch eine Kunst, sagte er und grinste: „Ha, ja!“ Die Leute im Ort jedoch, die ihn als einen seltsamen Heiligen bezeichneten, behaupteten, die Verluste, die er mit der Galerie mache, könne der Hannes steuerlich gut gebrauchen. In Wahrheit war er, ein mehrfacher Quereinsteiger, ursprünglich Vertreter einer weltbekannten Hosenträgerfabrikation. Und auch als der Hannes längst für die Bank tätig war, benahm er sich noch immer wie jemand, der für die Firma Vorwerk unterwürfig-aggressiv von Haus zu Haus eilte und seine Waren feilbot. Wer ihm auf der Straße begegnete und sich nicht rechtzeitig hinter einem der noch immer recht zahlreichen Schopflocher Misthäufen wegducken konnte oder in irgendeinem Hauseingang verschwand, musste gewärtig sein, mit einem weiteren Sparvertrag, einem Schock neuer Krüger-Rand-Münzen oder einem schweren Riester-Renten-Paket nach Hause zu kommen. Hannes' sogenannte Kundengespräche auf der Gasse waren legendär. Er trat nicht nur adrett auf, er war vor allem „tüchtig“, wie seine Freunde und Förderer huldvoll säuselten. Und wenn der Hannes nach einem erfolgreich

abgeschlossenen Straßengeschäft mit sich und der Welt zufrieden war, rückte er sein Toupet, das leicht verrutschte, wie einen Hut gerade, ließ seine Hosenträger schnalzen und sagte: „Ha, ja!“ Jetzt, vor Weihnachten, Ende November, war eine Übersichtsausstellung aller Künstlerinnen und Künstler zu sehen, die seine Galerie vertrat. Der Hannes pflegte oft zu sagen: „Man muss den Weg frei machen für die Menschen! Ich bin der beste Vertreter meiner Künstler.“ Der Schorsch ging langsam durch die weiß gestrichenen und blendend hell ausgeleuchteten Räume, doch an kaum einem Kunstwerk hatte er eine wirkliche Freude, konnte sein Blick Ruhe finden. Einzig das Werk eines Fotografen sprang ihm ins Auge. Das Bild zeigte eine weiße, runde Emailschüssel auf braunschwarzem Grund und darin eine leuchtend rote Masse. Daneben war zu lesen: „Peter Riedlinger, Hausschlachtung I, Bubenbach“. Der Schorsch wollte gerade den Galeristen-Hannes fragen, was genau diese rätselhafte Foto-Arbeit darstelle, was sie bedeute und wer der Künstler sei, als der Hannes damit begann, lauthals darüber zu lamentieren, dass die Familie des verstorbenen Josef, des größten, des allergrößten Textilunternehmers des

Schwarzwaldes, wie er sagte, die Trauerfeier zeitlich nicht mit dem Jägerverein Nullfünf abgestimmt habe. Jetzt fänden das festliche Wildessen des Vereins und die Beerdigung nahezu gleichzeitig am nächsten Freitag statt. Der Stumpen-Josef, der, das müsse er sagen, elend an einem Magen- oder an einem Lungenkarzinom eingegangen sei, so genau wisse er das auch nicht, habe die schönsten Textilien angefertigt. Richtige Kunstwerke seien das gewesen. Nun komme er eben ohne ihn, den Hannes, unter die Erde, obwohl der Josef immer einer seiner guten, wichtigen Kunden gewesen sei, solange es sein Geschäft gegeben habe. Da könne man nichts machen, so leid es ihm tue. Angewidert und wortlos verließ der Schorsch die Galerie. Er hörte gerade noch, wie der Hannes seine Hosenträger schnalzen ließ und laut „Ha, ja!“ sagte. Der Schorsch nahm auf der Straße einen Schluck Kirsch, von dem er jederzeit einen Vorrat in einer flachen, eleganten Edelstahlflasche bei sich trug. Dann fuhr er zurück nach Schopfloch und, ohne nochmals am Haus zu halten, weiter hinauf zum Kamm. Der Wetterbericht im Radio kündigte Schneefall an, den ersten Schnee des heraufziehenden Winters. Der Schorsch dachte nochmals an den Hannes. Er fragte sich, wie die Künstler mit so einem zurechtkommen konnten, und wie es um die Freiheit der Kunst bestellt sei. Und obwohl er den Hannes unsympathisch fand, musste er sich doch eingestehen, dass er ihn auch bewunderte. Zumindest ein bisschen. Der Hannes schien stets zu wissen, was zu tun war. Der wusste immer, wo es lang ging. Der hatte Erfolg. Auf der Hochfläche sah das Grau der Wolkendecke viel dunkler aus als unten im Tal, und die Tannen ragten schwarz gegen den Himmel. Der Wind jagte die Wolken und krümmte die Bäume. Wenn es nicht so pathetisch klänge, dachte der Schorsch, würde er sagen, eine Drohung liege über der Landschaft. Tatsächlich begann es jetzt, so kam es dem Schorsch jedenfalls vor, wie auf Kommando zu schneien, zuerst ganz fein, dann wurden die Flocken größer, und der Schnee, der bald immer dichter fiel, blieb stellenweise schon auf der Straße liegen, die nach kurzer Zeit eine aschgraue Farbe annahm, bevor sie plötzlich so weiß aussah wie die Wiesen an ihrer Seite. Der Schorsch ärgerte sich, dass er noch immer keine Winterreifen montiert hatte. Der Auto-Paule hätte es längst für ihn erledigt, aber der Schorsch bestand darauf, es selbst zu machen, obwohl er Mühe damit hatte und lange dafür brauchte. Jedes Jahr unterlief ihm dieser dumme Fehler. Bisher hatte er stets Glück gehabt, nie war etwas wirklich Schlimmes passiert. Aber jetzt begann sich der Wind zu einem Sturm zu steigern, der ihm den Schnee horizontal entgegenschleuderte. Und zugleich schien sich die Strecke, so wollte es dem Schorsch vorkommen, unendlich zu dehnen. Sie schlingerte und mäandrierte vor ihm her, als ob sie und er Teile eines Videospiele wären. Die Sommer wurden von Jahr zu Jahr heißer, nicht nur im Rheintal, sondern auch auf den Bergen, wo die Sonne erbarmungslos brannte, so erschien es dem Schorsch, die Baumgrenze verschob sich immer weiter nach oben, bis hin zu den Gipfellagen, das Gras verdorrte, die Bäche trockneten aus, die Blätter der Bäume wurden braun lange vor der Zeit, ein fahles, mattes Braun war das. Noch tief im September hatte Maria in Schopfloch den kürzesten Minirock der Welt getragen.

Und alle Leute redeten von der Klimaveränderung, von der Erderwärmung, auch der Schorsch, aber von Zeit zu Zeit raffte der Schwarzwaldwinter seine alte Kraft offenbar doch noch einmal zusammen und schlug mit Macht zu. Der Schorsch drosselte jetzt das Tempo. Die Sicht wurde von Minute zu Minute schlechter. Es war, als sei sein ohnehin nicht besonders starkes Augenlicht trüb geworden. Er vermochte nicht mehr, viel zu erkennen. Der [An dieser Stelle bricht der Text ab.]

[Das vorhergehende Blatt scheint zu fehlen. Zumindest blieb die Suche danach ohne Erfolg.] wieder in Bewegung. Der Schorsch fuhr jetzt mit aller

Vorsicht. Die Berge, die vor kurzem noch seinen sichtbaren Horizont begrenzt hatten, schienen nun nicht mehr zu existieren. Verschiedene Grau- und Weißtöne in der Landschaft konnte der Schorsch zwar noch unterscheiden, ein flirrendes Gewaber und Geflimmer, aber wofür das fein abgetönte Grauweiß jeweils stand, wo die Straße seitlich aufhörte und wo das offene Feld begann, war nur noch ungefähr, mehr schlecht als recht, an den gelbschwarz aufscheinenden senkrechten Linien auszumachen, die in mehr oder weniger gleichen Abständen in Schorsch's Blickfeld gerieten. Das waren die seitlichen Markierungsstangen, über die sich der Schorsch angesichts des Klimawandels nicht selten lustig machte und die er häufig als „Romantik“ abtat. Auch schien das Tageslicht weiter zu schwinden. Es herrschte Dämmer, trübgraue Dämmerung, und die sichtbare Welt wurde tatsächlich immer dunkler, obwohl der Mittag doch noch nicht einmal angebrochen war. Dieser schnelle Wetterumschwung, dachte der Schorsch, hatte etwas Erhabenes, das ihn an frühere Zeiten gemahnte, in denen die Winter im Schwarzwald noch lang und streng waren und der Schnee bis zu vier Metern hoch lag, so dass man bisweilen zu den Türen der Häuser hinabsteigen musste wie in einen Keller, in dem es nicht mehr hell wurde. Davon erzählten die Einheimischen oft, und etwas wie Stolz war in ihren Stimmen erahnbar, wenn sie über die Winter in alter Zeit sprachen. Die Wolken und der Wind, so kam es dem Schorsch vor, bewarfen sein Auto nicht nur mit Schneeflocken, die abwärts, aufwärts und horizontal herumwirbelten, sondern bedrohten ihn mehr und mehr mit regelrechten Schneetafeln, weißen Platten, deren der Scheibenwischer nicht mehr Herr wurde und die aussahen, als seien sie aus Styropor. Der Schnee begann, alles zu verschlingen. Der Wald links und rechts war nur noch ein grau-weißer Schemen, eine nahezu monochrome Fläche. Draußen, auf der Hochebene, fehlte dann auch noch diese letzte schwache Orientierungshilfe. Der Schorsch schwitzte. Ihm war auch schwindlig. Die Scheiben beschlugen von innen. Schorsch's Brille beschlug gleichfalls. Er fühlte sich wie in einer Zwangsjacke und öffnete den Sicherheitsgurt. Die gelbschwarzen Linien, die er vor kurzem noch ab und zu kurz hatte aufblitzen sehen, wurden jetzt vom Nebel, vom Schnee und vom Sturm, der alles durcheinanderwirbelte, verschlungen, regelrecht ausgeblendet. Es gab keine Grenze, keine Begrenzung, keine sichtbare Linie mehr, an die man sich halten konnte, nur noch einen riesigen wirbelnden, wimmelnden Raum, der bisweilen wie eine endlose weiße Tafel aussah, bei der unklar blieb, was Schnee und was Himmel war: ein still gestelltes wimmelndes Bild. Der Schorsch fuhr Schritttempo. Dann, plötzlich, war ihm, als bleibe sein Fiesta in einer Schneewehe stecken, doch das erwies sich bald als eine Täuschung. Das Fahrzeug wurde kurz darauf ein paar Mal herumgewirbelt, die Straße schien mit einem Mal wegzukippen und steil hinab in ein Tal zu führen. Das Auto beschleunigte seitlich, wurde schneller, war nicht mehr zu steuern, es glitt immer weiter bergab, geriet weiter in eine Schieflage und [Erneuter Textabbruch nach zwei Dritteln der Seite.]

Er hatte die falschen Schuhe an. Ohne jeden Zweifel. Blut ist im Schuh, ging es dem Schorsch durch den Kopf. Rotes Blut in der weißen Schneewüste. Es erfüllte ihn mit Grimm, dass er bis über die Knie im Neuschnee stand und dass er in seinen alten maroden Halbschuhen längst nasse Füße hatte und, naturgemäß, fror. Aber dann sagte sich der Schorsch, es hätte schlimmer kommen können, bedeutend schlimmer, immer kann es noch schlimmer kommen, viel hätte

nicht gefehlt und er wäre schwer verletzt worden. So war er immerhin in der Lage, zu humpeln und sich, hoffentlich, in Sicherheit zu bringen. Er nahm einen weiteren Schluck aus dem eleganten Fläschchen. Um das Auto würde sich später, nach dem Schneesturm, der Flori kümmern mit seinem Traktor.

Der Schorsch begann loszustapfen, zunächst bergab, dann wieder bergauf. Das Gehen fiel ihm schwer, die Verletzung am Knie machte ihm zu schaffen. Und die kalte Luft. Der Hals schmerzte, der Puls ging schnell. Wie eine empfindliche Mimose registrierte der Schorsch alles und beschimpfte sich dafür. Bisweilen sank er bis zu den Oberschenkeln in den Schnee ein. Dennoch rutschte er auf seinen glatten Sohlen mehrfach aus und stürzte. Vor allen Dingen war er ganz und gar orientierungslos. Bergauf? Bergab? Wohin? Wieder und wieder tippte er hektisch auf der Tastatur seines Smartphones herum, doch er steckte nicht nur tief in einem Schneeloch, sondern zugleich in einem Funkloch. Der Schorsch wusste nicht, wo er sich befand und wie weit es bis zur nächsten Ortschaft war, welches Dorf überhaupt in seiner Nähe lag. Und wie lange er nun schon unterwegs war, seit er seinen Fiesta zurückgelassen hatte. Die Zeit schien ihm zu entgleiten, nicht nur die Orientierung. Wohin sollte er sich wenden? Die Sonne war nicht zu sehen. In den Ohren hatte der Schorsch lediglich das Pochen seines Blutes und das Rauschen des Windes, das Knistern und Wispern der Schneekristalle und bisweilen das Krächzen eines Raben. Seine souveräne Intelligenz hätte der Schorsch gerne gehabt. Der Schorsch aber war kein wendiger Vogel. Er sah sich eher als tumben Toren und fühlte sich von der abweisenden Natur auch keineswegs zu Heldentaten herausgefordert wie Hans Castorp. Ja, er war kleinmütig. Der Schorsch war ein Jammerlappen [?, unleserlich], ein ängstlicher Held und idiotischer Heiliger. Erneut begann ihm der Schweiß auszubrechen. In Bächen rann er ihm über den Rücken ... Ich, ich bin ... ich bin ein Idiot ... ein Idiot ... Ende November ... im ... im ... Kapuzenmantel ... Zugleich fror der Schorsch. Es schien kälter zu werden, der Sturm schnitt ihm ins Gesicht und beschoss ihn überdies mit Schnee- und Eiskristallen. Und der Husten überfiel ihn von neuem. Der Schorsch spürte, dass es mit dem klaren Denken, auf das er sich sonst so viel einbildete, längst vorbei war. Er verlor sich nicht nur in der Schnee-Landschaft, sondern mehr noch im Selbstmitleid. Nun ging es in einem kleinen Waldstück steil bergauf. Der Schorsch rutschte immer wieder ab und kam kaum vorwärts. Wie konnte es weitergehen? In welche Richtung? Und wie weit noch? Wie lange noch? Mit dem schmerzenden Knie? Die Kräfte ... Meine Kraft schwindet. Wie blöd habe ich mich verhalten! Warum nur bin ich nicht einfach beim Auto geblieben, ich Idiot? Möglicherweise hätte ich dort noch ..., dort noch Funkkontakt gehabt. Ich könnte lange schon ... Leute wie der Hannes machen ... Lange schon könnte ich irgendwo im Warmen sitzen. Wo, wo bin ich überhaupt? Umschlossen von klirrenden Bergspitzen? Ah! Ha, ja, ich bin jetzt, jetzt, jetzt wohl oben an der Hangkante ... an der

Kante ... an einem Kamm ... angelangt ... steht ... steht dort hinten ... hinten ... im grauweißen Dämmerlicht nicht ... nicht eine Art Haus ... mit Licht in den ...? ... Aber da ... da scheint eine große Schnee... eine Schneewehe zu ... sein ... eine Art ... eine Art Wechte ... Gern, gern würd' ich den Mai rocken, den Mai ... des Todes roter Mohn ... schön war das Fest, tandaradei, das Fest ... wir küssen uns ... ja wir küssen uns ... doch der Schneemeister persönlich dirigiert ... dirigiert ... mehr Schnee wäre ... Schnee wäre gut ... der, der ... Wind lässt nach ... an dieser Stelle ... hinter der Wechte, tandaradei! ... hier ... hier lehne ... ich mich ... im

Kapuzenmantel ... Büschel Kornblumen ... hingestreut ... das ist sehr ... sehr ... sehr ... angenehm ... beinahe ... warm ... warm ... schön warm beinah ... tandaradei ... hier ... will ... ich ... warm! ... Ende November ... Tauwetter im Kapuzenmantel ... ich ... ein wenig ... hier ... Freiburg ... ja, Freiburg ist ... ein doppelter ... ein Espresso ... Freiburg ... die Freunde ...

Maria ... Maria vor allem ... tandaradei ... Salzstraße ... meine Hütte ... wenn Maria ... aber zuviel ... zuviel ... Schnee wäre ... weniger Wind ... Sturm ...

hier ... könnte ... ich ... ich ... hier will ... Idiot ...ein wenig nur ... aus ... aus ... aus ... ich ... ich ... ich reicher ... ich ... meine warme Hütte ... ich reicher Hund ... Idiot ... ich ... aber [Textabbruch]

[Auf einem neuen Blatt] Der Schorsch liegt, für alle Anwesenden gut sichtbar, in eine Filzdecke gehüllt und in einem dicken Schlafanzug, der kratzt und ihm nicht gehört, auf einem Sopha, in einer Küche mit schmutziggelben Fliesen. Bücher stehen auf einem Fensterbrett. Wärme strömt durch seinen Körper. Ein Hund liegt auf dem Boden und wedelt mit dem Schwanz. Eine Frau löffelt dem Schorsch eine Mischung aus heißem Tee und irgendeinem alkoholischen Getränk in den Mund. Er sagt nichts und schaut nur in die Runde. Die Frau ist nicht Maria. Soviel ist klar. Und ein paar andere Leute sitzen um ihn herum auf alten Holzstühlen und schauen ihn an. Keiner spricht. Einer mit grauen Haaren und gebräuntem Gesicht sagt schließlich: „Wenn es dir besser geht, gibt es Essen. Wir hatten Schlachttag. Alles selbst gemacht! Schmeckt ausgezeichnet. Du wirst sehen. Wir werden Dich schon wieder auf die Beine bringen. Und dann musst du erzählen.“ [Textabbruch]

[Ab hier nicht mehr mit Tinte, sondern mit Bleistift, doch immer noch in einer sehr schönen Handschrift geschrieben.] Nun wusste er überhaupt nicht mehr, wie es weitergehen sollte. Wohin sich wenden? Wohin gehen? Nirgends weiter? Er war doch fest entschlossen gewesen, auf Dauer, für immer, in der Stadt zu bleiben. Und jetzt: Sollte er zurückkehren und quasi nochmals von vorne beginnen? Oder im Hochschwarzwald und ungelernt? Als ewiger Dilettant in Menzenschwand? In Bubenbach mit Ach und Krach? Wie soll man leben in diesen Zeiten? Und ich? Die Dunkelheit, die schon wieder vor dem Fenster stand, schien osmotisch in seinen Kopf zu dringen. Als er diesen Satz mit blauer Tinte, so, auf einem weißen Blatt Papier geschrieben sah, musste er lauthals lachen über sich selbst. Draußen standen am schwarzen Himmel die Sterne in ihrer bewegten Landschaft, deren Licht zu zittern schien, und er schüttelte sich vor Lachen. Aber wie lange konnte das gut gehen? Er hörte das Brummen des Kühlschranks und das Sirren der Neonlampe. Das Sirren und das Brummen. Und wie viel besser am Ende verlorene Müh' und Schweigen. Oder Gelächter, das [An dieser Stelle scheint der Text endgültig abzubrechen.]







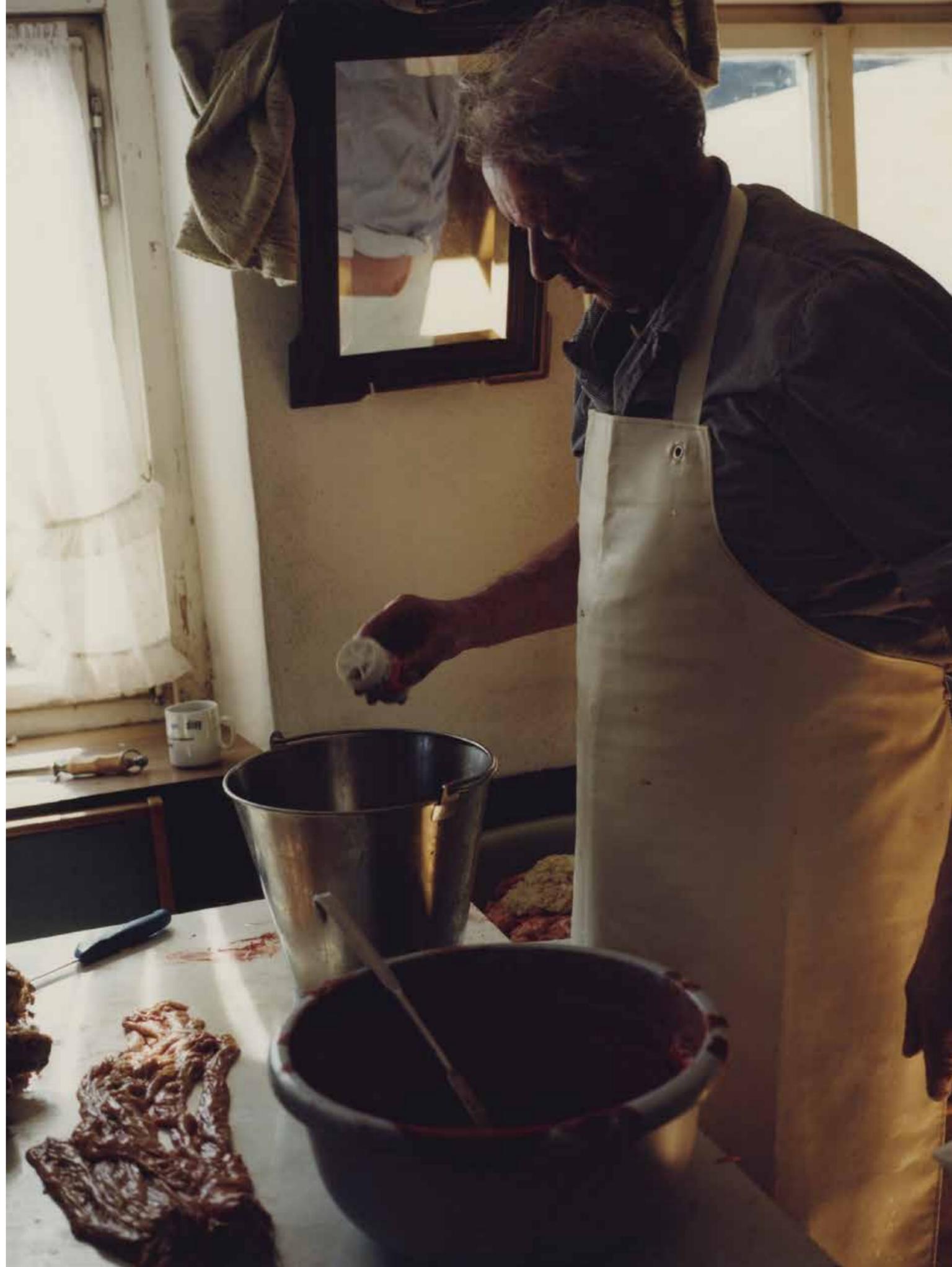






























## Biografie

Ab incta quatur siniet aboriant liquunti non num enimporem volorro videse-  
qui debissint quias volorum, sa int prempo eum doluptatque doluptatem  
volorit essi dolupicitiam dolupta esequo quam faces doloria evelisque con pra  
por sapis vellatum audaestiis molum volorepro te exerit explamustrum ut andit  
ad ut aut volore consequid qui tescius unt et vendem expelligenem necab  
ipsum et reperiame porepta temque voluptur, officim inverci andipidem. Ed et  
iuscia vent, sam et ex eaquam susciam et ut ullorehent latempe rumquam quat  
vitatem hitatquis et, cuptae neces incienimpos et des eates qui od quasim con-  
sed mincientur? Eheni testo min et aut ut laborundi quossi doluptasit qui ali-  
anda ndantist, consequod et ilit quae autem qui od quatquas res mil invelit  
maio. Nam eossimo voluptat aut aliquam qui cullam, alitat essint magnatint  
doluptaturit que nonsedicium eicia vit volupta ssinusdam et lam hilleca borpo-  
sam ra endit quatem dis excestio eos aspersp errovid que que re illesequam,  
qui destis debiti sequibusant quia simodit intiur am ea esercimus reptia com-  
nimus quis eicipis acest, vel mos nis eum quo evenite namus essimin verferfero  
ipsuntibus excepro vent dent aut officie nditis magnatur, ut vel idunt lam rem  
volesciis nobit, sitiam nonemqu idisciant ditisci psapero quod et mil inctibu  
sandiatu? Quiati consequia dolectur aciis volum re sequuntur?

Andi temost, ut qui dessequ atendi tota pratibus ad quasperum auta  
quiae nimolup tatescidi ommos adisit re nonectu rehendi dolorerume lique  
corerum et quatum fugit esti officae nonsequas qui que as re magnis sitatias  
eum conse quibus dellitas illa ad quam, cus doluptas in et qui seres nis por sam  
incto ea sequame voluptatum faciuscienis as exerum faccae. Ant dolor atiosam  
aut harupta tionseri coreniatest ut ad unde res etur aut quam quiasim aper-  
spieni omnis reiusae num fuga. Et vellest rumendus, quibus dicturest quati  
comnis seque volupta tibusci endus, tem volorepta earum hillignis sunt eum,  
enet volorep elecataquas eaquam voluptaspit fuga. Xim et, occabore omnieni-  
mus, ipsuntio evelest, quat evelici picipis aspelis molupta tisquam, atur?

Vid quam secatquis es et, corro tes adipsant haruptature rem volorupta-  
que vendit facia dolupis si volo blab isqui simporeicid exeribus aut mint evellor  
estibusape ium res autaqi archicae molut voluptu resedit, conem des dolorior  
sit laborest, sent ea atatem inctem incimusa susanimus.

Orrumque nonserunt quiandi pitament.

Epelique voluptassi optas et aliqui bea cus est, sunt, consequi as atia sun-  
tis ius mos in nonem a cusapicide volorat emposan duciae litiostisque volorem  
eniam ut quiatem rempero cusanderum dem et fuga. Nequam aut voluptatur,  
sende volupta quodiam, cuptatur atur? Quis repe pores utem eatinct initatias  
min poritio nserent enderum fuga. Feri auda non et accus verio. Fuga. Nam vel  
et eat.

Etur aut faccum quam, idempor simi, sitatque peris eos et alique eum  
fugiae prerrov idusda voluptae plam volupta diciamu samenecest, iderro ber-  
spistet, officitat fugias re quam qui imoditia alibusc iatem. Borro quibus der-  
nam harum secto ipsanda por sitatem veliam a aut aut rectis accatendam etur  
sam, que voluptias es aut quia volum re et laboreritam faccum quia sitaturitia  
di te debis seque laut que lia cullita el inveliqui ad quibusa nis et pellend igen-  
tor eptati rerum cus.

Isquiatqui cor sint aut et as et essequas del et que auda cupientemqui tem  
quisitatio. Et porem re, et aborrorehent quiat fuga. Aximus ulparum quos et  
estrunt, explign imuscima naturep ercius, sitasimilles as aliae imiliciti aliqui  
quatur, nectota int et aut aut aut la voluptam eos is sita net etur, sum sundig-  
nam ex et quis suntemo velloreris etur

